

**Aus:**

SEBASTIAN SCHINKEL

## **Familiäre Räume**

Eine Ethnographie des ›gewohnten‹ Zusammenlebens  
als Familie

Juni 2013, 306 Seiten, kart., zahlr. Abb., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-2369-7

Mit der Dynamisierung von Familienformen geht eine wachsende Sensibilisierung für die alltäglichen Leistungen einher, die dem Zusammenleben zugrunde liegen. Während bisher vor allem die Interaktionsverhältnisse und die zeitlichen Voraussetzungen des Zusammenlebens als Familie fokussiert wurden, nimmt Sebastian Schinkel die ›familiären‹ Orts- und Raumbezüge einer Praxis des Wohnens in den Blick.

In einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Perspektive auf die Lokalisierung und Verräumlichung des Zusammenlebens zeigt seine ethnographische Studie, wie Kontinuität im Zusammenleben abgesichert wird, indem sich die Akteure in einem ›gewohnten‹ Zusammenhang von Subjektverhältnissen, Alltagspraxis und Materialitäten einrichten.

**Sebastian Schinkel** (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts2369/ts2369.php](http://www.transcript-verlag.de/ts2369/ts2369.php)

# Inhalt

---

## **1 Einleitung: Familienleben in ›gewohnter‹ Form | 9**

## **2 Befestigtes Zusammenleben | 27**

Haushalt und Verwandtschaft | 29

Familienleben im ›kleinen Kreis‹ | 37

Gefestigte Häuslichkeit | 44

Alltagsroutine und ›gewohntes‹ Zusammenleben aus  
praxistheoretischer Sicht | 51

Zum Erfahrungsraum im Rahmen des Zusammenlebens | 63

## **3 Wegbeschreibung | 71**

Positionsbestimmungen | 72

Im Vorfeld | 80

Vorgehen | 83

Fokussierte Aufzeichnungen | 88

Verschriftlichung | 94

## **4 Ausformungen des Familienlebens | 99**

›Gewohntes‹ Miteinander | 104

Kopräsenz und technikbasierte Interaktion | 106

Zusammensein im Rahmen des Zusammenlebens | 111

Der Wohnbereich als räumliche Synthese | 115

Präsenzzeiten, Zusammensein und zentrierte Arrangements | 118

### **4.1 Koordination und Koordinaten:**

#### **Abstimmungsprozesse und Gestaltungsweisen | 122**

Divergente Zeitordnungen, individuelle Alltagsrhythmen und  
phasenweise Synchronisierungen | 123

Bei Müller/Franke | 128

Alltägliche Arbeit am gewohnten Rhythmus | 130

Die (zeit-)räumliche Organisation des Zusammenlebens | 140

Tradierungen eines Familienmodells | 146

Alltagspraktische Aufteilungen von Handlungsressorts | 150

Die Arbeit am Alltag und die Arbeit an sich | 157

De- und Rezentrierungen:

Multilokalität im Rahmen des Zusammenlebens | 158

Bei Bauer/Lange | 162

Verbindende und verbindliche Regelmäßigkeit im  
Wochenrhythmus | 165

Divergente Lokalisierungen | 170

Konzentriertes Zusammensein an einem separaten Ort | 177

Ortseinbindungen im separierten Wochenalltag | 183

Verbindende Mobilität | 188

Zugehörigkeit | 190

Bei Dübner | 191

Sich arrangieren in einer ambivalenten Erhebungssituation | 193

Familiales Zusammenleben als Leitbild der Lebensführung | 196

Getrennt- und zusammen sein | 200

Exklusive Positionierungen | 204

Herstellung von Kontinuität im getrennten Zusammenleben | 208

Einpassung und Eigensinn im ›gewohnten‹ Zusammenleben als  
Familie | 209

## **4.2 Arrangements und Reglements:**

**Objektivierter ›Familiensinn‹ | 212**

Gefestigte Arrangements | 213

Der Esstisch: ›Installation‹ des Familienlebens | 217

Bei Woellmer | 222

Im Wohnzimmer bei Woellmer | 224

Eine formale Statik im Arrangement bei Tisch | 226

Eine eingerichtete Regel zur Absicherung von ›Familienzeit‹ | 233

Stabilisierungen des Arrangements | 240

Bei Schneider/Rocchi | 242

Im Wohnzimmer bei Schneider/Rocchi | 243

Eine Perspektivverschiebung | 245

Routinisierte Reglements, individualisierte Handlungsbereiche | 248

Reproduktion und Spielraum des Arrangements bei Tisch | 250

Prädisponierte Handlungsräume des Eigenen | 257

Objektivierung und Inkorporierung einer Ordnung des Familienlebens | 258

## **5 Situiertes Zusammenleben als Familie | 263**

### **Zeichenverwendung der Gesprächs-Transkription | 271**

### **Literatur | 273**

### **Dank | 305**

# 1 Einleitung:

## Familienleben in ›gewohnter‹ Form

---

»Bevor er ›in die Welt geworfen‹ wird, wie die eiligen Metaphysiker lehren, wird der Mensch in die Wiege des Hauses gelegt.« (Gaston Bachelard)

»Home is ›here‹, or it is ›not here‹. The question is not ›How?‹ nor ›Who?‹ nor ›When?‹ but ›Where is your home?‹ It is always a localizable idea. Home is located in space, but it is not necessarily a fixed space.« (Mary Douglas)

Am Eingangsbereich befindet sich eine verschlossene Tür. In Greifnähe sind eine Klingel, um sich im Wohnbereich bemerkbar machen zu können, und in gleicher Blickrichtung häufig ein Namensschild angebracht, das für Außenstehende auf die Bewohner hinweisen soll. Hinter der Tür befindet eine eigene kleine Welt – nicht vollständig isoliert, aber deutlich separiert. In der Binnensphäre des Wohnraums, in dem zusammen als Familie gelebt wird, sind die Dinge, die Räume und Atmosphären, die regelmäßigen Abläufe und Umgangsweisen den Bewohnern hochgradig vertraut. Das Wortgefüge ›Zuhause‹ verweist in diesem Zusammenhang auf einen Orts- und Raumbezug des Eigenen wie auch auf eine ›Familiarität‹ mit der spezifischen materiellen und mitmenschlichen Umgebung.

Das Zusammenleben als Familie basiert auf konkreten Orten und Räumen und ist grundlegend auf solche bezogen, damit von einem Zusammenleben die Rede sein kann. Seine besondere Sozialität setzt eine verbindende Geschichte des Wohnens voraus, die jedoch keineswegs auf einen einzigen Ort festgelegt sein muss. Folgt man dem Historiker John R. Gillis, so hat sich die Lokalisierungsweise im Familienleben mit den modernen Dezentrierungen im Prozess der Industrialisie-

rung gravierend gewandelt. Das moderne ›Zuhause‹ mit seiner ausdifferenzierten Binnensphäre und seinen vielfältigen Ritualisierungen gebe dem Familienleben gerade in Hinblick auf seine gewachsene ›virtuelle‹ Dimension Form und Kontinuität (vgl. Gillis 2003). Der gemeinsame Ortsbezug liegt dabei einem ›Kernverständnis‹ von Familie zugrunde,<sup>1</sup> denn er schafft einen »Bezugsrahmen« für die wiederkehrende Interaktion, wie der Soziologe Anthony Giddens schreibt.

»In Orten (›locales‹) wird der Raum als *Bezugsrahmen* für Interaktion verfügbar gemacht, während umgekehrt diese Interaktionsbezugsrahmen für die Spezifizierung der *Kontextualität* des Raumes verantwortlich sind. [...] Orte sorgen für einen guten Teil der ›Stabilität‹, die Institutionen zugrunde liegt, obwohl es keine eindeutige Richtung gibt, in der sie diese ›Beständigkeit‹ ›determinieren‹.« (Giddens 1997: 170)

In der vorliegenden Studie werden die Ortsbezüge und eine Verräumlichung des Familienlebens in ihrer Bedeutsamkeit für die gemeinsame Sozialität und entsprechende Differenzbearbeitungen im Rahmen einer gemeinsamen Sozialisation als Familie fokussiert. Diese Perspektive ist deswegen aktuell und relevant, weil das Zusammenleben als Familie in einem Spannungsverhältnis von Lokalität, Mobilität und Virtualität gelebt wird, das mit den gesellschaftlichen Dynamisierungsprozessen der vergangenen Dekaden auch selbst verstärkt in Bewegung geraten ist. Eine vormals größere Selbstverständlichkeit von Dauerhaftigkeit und Beständigkeit wird hinsichtlich dieser gesellschaftlichen Fliehkräfte wiederkehrend in Frage gestellt.

Im Vergleich zum Familienleitbild der 1950er und 60er Jahre können in der Gegenwart die Beziehungskonstellationen und Zugehörigkeiten im Rahmen des Zusammenlebens als Familie zusehends variieren – nicht nur in Hinblick auf die Pluralität privater Lebensformen, sondern auch in diachroner Perspektive hinsichtlich der Entwicklungsverläufe, deren allgemeine Aussicht unbeständiger geworden ist (vgl. Beck-Gernsheim 2010). Bereits seit den 1970er Jahren zeichnet sich eine Tendenz zur Dynamisierung und Diversifizierung ab, in der die zeit-räumliche Beständigkeit privater Beziehungsrahmen ebenso in Frage steht, wie die Orientierung an Leitmotiven des Familienlebens, die sich im 19. Jahrhundert weitgehend durchgesetzt hatten (vgl. Lenz 2009a: 75ff.; 2003: 486ff.).<sup>2</sup> Vor dem modernitäts-

---

1 Vgl. den Ausdruck einer ›bi-nuklearen‹ Familienform im Beispiel der Mehrfachzugehörigkeit von Kindern zu zwei Haushalten in sogenannten ›Nachtrennungsfamilien‹.

2 Eine ›Zerfallsbefürchtung‹ liegt bereits in den Anfängen der europäischen Familienforschung bei Wilhelm Heinrich Riehl und Frédéric Le Play begründet, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts, »infolge ihrer wertkonservativ-restaurativen Absichten«, die Veränderungsprozesse im familialen Zusammenleben allerdings noch nicht auf einen sozial-

theoretischen Hintergrund einer Individualisierung der Lebensführung sind solche Dynamisierungen durch sich verändernde Lebensumstände oder aufgrund identitärer Suchbewegungen für das Zusammenleben als Familie wie für die Familienplanung mit Risiken und Belastungen verbunden, die organisatorisch und emotional zu bedenken und zu bewältigen sind – und Entwürfe von Familienleben immer auch scheitern lassen können.<sup>3</sup>

Einerseits haben sich in den vergangenen Dekaden die normativen Familienbande gelockert; andererseits sind Familienbeziehungen, verstanden als primär verwandtschaftlich konnotierte Alltagsverflechtungen, aufgrund der rapiden Entwicklungen von Transport- und Kommunikationstechnologien auch über Haushaltsgrenzen hinaus räumlich ›näher zusammengerückt‹. Mit diesen Technologien sind überregionale Interaktionsmöglichkeiten intensiviert und verdichtet worden – als Telekommunikation, als materielle oder finanzielle Transaktionen oder auch durch Stippvisiten. Diese Entwicklungen haben in der Familienforschung seit den 1980er Jahren mit einer gesteigerten Aufmerksamkeit für Beziehungsnetzwerke eine entsprechende Resonanz erhalten.

Mit dem Bedeutungszuwachs individueller Mobilitätspotentiale, damit einhergehender Mobilisierungszwänge und technikbasierter Kommunikationsräume verändern sich auch die lokalen Bezüge. Der Soziologe Manuel Castells prognostiziert vor diesem Hintergrund sogar ein »Verschwinden der auf Wohnzusammenhängen gegründeten Gemeinschaft als wichtiger Form der Soziabilität« (Castells 2005: 139). Dem steht allerdings die Beobachtung entgegen, dass trotz einer wiedergekehrten Zunahme erwerbsbedingter Mobilität weiterhin überwiegend ›sesshaft‹ gelebt wird und kaum etwas darauf hindeutet, dass sich diese fundamentale Grundeinstellung der Lebensweise in absehbarer Zeit wandeln könnte. Eine Praxis des Wohnens wird vielmehr als selbstverständlich vorausgesetzt, wenn mit Blick auf technikbasierte Vernetzungen deren schwindende Bedeutsamkeit in Hinsicht

---

strukturellen Wandel, sondern auf rechtlich-politische und moralisch-sittliche ›Fehlentwicklungen‹ zurückführten (Schneider 2002: 379f.; vgl. Nave-Herz 1998). Zur breiten Debatte seit den 1970er Jahren hinsichtlich Pluralisierung oder Auflösung ›der‹ Familie vgl. Koschorke 1972; Lüscher/Schultheis/Wehrspaun 1988; Rerrich 1988; Burkart/Kohli 1989; Peuckert 1989; Trotha 1990; Meyer 1992; Beck-Gernsheim 1994a, 2010; Pieper 1994; Nave-Herz 1998, 2009; Hoffmeister 2001.

- 3 Zur Theorie der Individualisierung als Effekt wie Antriebskraft gesellschaftsstruktureller Modernisierungsprozesse vgl. Schulz 1983; Beck 1986; Burkart/Kohli 1989; Beck/Beck-Gernsheim 1994, 2005; Beck-Gernsheim 1990, 1994b. Hinsichtlich einer Vereinbarkeit von Familienleben und Beruf unter dem Leitkonzept der Lebensführung vgl. Jurczyk/Rerrich 1993; Voß/Wehrich 2001; Wehrich/Voß 2002; Gottschall/Voß 2003; Mischau/Oechsle 2005; Heitkötter u.a. 2009; Jurczyk u.a. 2009; siehe auch Bauer u.a. 2006.

auf die Soziabilität konstatiert wird. Dagegen fragt die vorliegende Untersuchung, wie das Familienleben auf gemeinsame Lokalisierungen und daraus hervorgehende Räume des ›Familiären‹ bezogen ist.<sup>4</sup> Die Prognose eines »Verschwindens der auf Wohnzusammenhängen gegründeten Gemeinschaft als wichtiger Form der Soziabilität« wird mit Blick auf das Zusammenleben als Familie – vor allem mit kleinen Kindern – als ebenso fragwürdig angesehen, wie die wiederkehrende Diagnose einer allmählichen ›Auflösung der Familie‹.

Vor dem Hintergrund der intensivierten Mobilität und Vernetzung bilden die Dynamisierungen und Fragmentierungen familialer Lebenszusammenhänge im Zeitverlauf den Ankerpunkt für Krisenszenarien, die als Variation der Debatten zu einer Pluralisierung privater Lebensformen gesehen werden können. So fragt Günter Burkart mit einem überspitzt gezeichneten Szenario, in dem die häusliche Verfasstheit als lokalisierende, materielle Grundlage des familialen Zusammenlebens zu verschwinden droht, in seiner Einleitung zu einem Sammelband über die »Zukunft der Familie«:

»Was werden unsere Kinder und Kindeskiner im Jahr 2050 unter ›Familie‹ verstehen? Vielleicht ein Ensemble aus technisch vernetzten mobilen Individuen, die kaum einmal zusammen an einem Tisch sitzen, um zu reden oder zu essen, und die sich überwiegend per Video-Telefonie verständigen. Gibt es dann überhaupt noch ›Familien‹, verstanden als zusammenwohnende Gemeinschaft naher Verwandter, wenn doch ein Großteil der Regenerationsfunktion der klassischen Familie ausgelagert sein wird? Wozu eine feste Familienwohnung, wenn viele Familienangehörige für längere Zeit an anderen Orten der Welt wohnen; wird man nicht viel lieber mit Freunden zusammen leben, in flexiblen, temporären Hausgemeinschaften?« (Burkart 2009: 9f.)

Das von Burkart umrissene Zukunftsszenario hochgradig autarker Individuen, »die kaum einmal zusammen an einem Tisch sitzen, um zu reden oder zu essen, und die sich überwiegend per Video-Telefonie verständigen«, provoziert anthropologische Rückfragen nach dem zugrunde gelegten Menschenbild, vor allem in Hinsicht auf die Grenzen einer sozio-kulturellen ›Durchformbarkeit‹ von Bedürfnissen im Kindesalter. Denn die skizzierte Eigenständigkeit hat einen kindlichen Entwicklungsprozess in Abhängigkeit von anderen zur Voraussetzung; sie ist keine realistische ontogenetische Ausgangslage. Zumindest das Aufwachsen kleiner Kinder ist an Generationenbeziehungen mit einer regelmäßig wiederherstellbaren körperlichen Nähe gebunden (vgl. Hopf 2005). Mit der unhintergehbaren Voraussetzung

---

4 ›Familiär‹ wird hier nicht synonym zu ›familial‹ verwendet. Während das Wort ›familial‹ in den Sozialwissenschaften als Adjektiv zum Wort ›Familie‹ fungiert, verweist das ›Familiäre‹ darüber hinaus auf den Aspekt der Vertrautheit.



persönlicher Fürsorge schafft gerade die Einbindung in enge Familienbeziehungen ein »Höchstmaß an Personengebundenheit« und an »Zuständigkeit der Generationenbeziehungen« (Lenz 2009a: 81). Daher sei weder zu befürchten, wie Karl Lenz schreibt, »dass Familien verschwinden, noch gibt es Anzeichen dafür, dass Familien durch ein anderes Sozialarrangement für das Aufwachsen der Kinder abgelöst werden« – andere Sozialarrangements mit Erziehungsaufgaben fungieren überwiegend nicht als ›Familienersatz‹, sondern als Ergänzung oder deren Entlastung.<sup>5</sup>

Aus dieser Perspektive ist das Zusammenleben als Familie keine vom Verschwinden bedrohte Kulturform, die techno-sozialen Modernisierungsprozessen allmählich zum Opfer fällt, sondern ein ›gefestigter‹, primär verwandtschaftlich bestimmter Lebenszusammenhang, in dem das Aufwachsen von Kindern kulturgeschichtlich gar nicht immer im Zentrum stand, der aber zunehmend auf diesen Prozess spezialisiert worden ist und sich besonders in dieser Hinsicht bewährt (vgl. Parsons/Bales 1955: 354; Kaufmann 1994: 50).<sup>6</sup> Inwieweit das Zusammenleben als Familie hingegen im Zeitverlauf ›dauerhaft‹ beständig bleibt, ob z.B. die aufwachsenden ›Kinder‹ vorzugsweise bei ihren Eltern oder eines Tages »an anderen Orten der Welt« wohnen, ob sich allgemeiner ausgedrückt die Beziehungskonstellation in Koresidenz im Zeitverlauf wandelt, ist eine andere Frage, die den grundlegenden ›Tat-Bestand‹ des Zusammenlebens mit kleineren Kindern nur wenig tangiert. Grundsätzlich temporär und dynamisch ist das Zusammenleben

---

5 Entsprechend hält Peter Büchner für die Gegenwart fest, auch wenn er hinsichtlich der vielen ›Außenbezüge‹ im heutigen Kinderalltag eine partielle »Entfamiliarisierung« des Kinderlebens sieht, dass trotz der Prophezeiungen einer Auflösung des Familienlebens »die überwältigende Mehrheit der heranwachsenden Kinder in Deutschland in familialen Lebensgemeinschaften« aufwachsen und erzogen werden. »Hinter dem ›Normalentwurf‹ einer modernen Vater-Mutter-Kind-Familie verbirgt sich zwar eine wachsende Vielfalt von Familienverhältnissen und familialen Lebensformen, aber die – wenn auch zunehmend individualisierte und pluralisierte – Familienkindheit als Grundmuster kindlicher Lebensrealität gehört auch weiterhin zu den zentralen biographischen Erfahrungen der heutigen Kinder- und (Eltern-)Generation.« (Büchner 2010: 519)

6 Allerdings hinterfragt Günter Burkart in seinen hypothetisch gefassten Zukunftsentwürfen gerade diese diskursive Gewissheit, indem er ein Szenario nach Aldous Huxleys *Brave New World* ausmalt, in dem alternative Erzeugungs- und Organisationsformen des Aufwachsens als allgemein sinnvoll und auch wünschenswert angesehen werden (vgl. Burkart 2009: 10). Bezüglich eines kulturhistorischen Funktionswandels greift er besonders die Tendenzen einer ›kommerzialisierten‹ Auslagerung der biologischen Reproduktion (z.B. die sogenannte ›Leihmutterschaft‹) wie auch sozialer Reproduktionsaspekte der Fürsorge im Familienleben auf (vgl. Burkart 2006: 184f.).

als Familie aufgrund von Geburt oder Adoption, Ablöseprozessen in der Jugendphase, Pflegeverhältnissen und menschlicher Sterblichkeit vielmehr schon immer gewesen (vgl. Freitag 1988: 11ff.; Beck-Gernsheim 2010: 29ff.).

In Hinblick auf die sozialhistorischen Wandlungsprozesse merken Hans und Birgit Bertram an, es sei sinnvoll davon auszugehen, dass Individuen unter den jeweils gegebenen Umständen stets versucht hätten, »ihr individuelles Wohlbefinden und ihre individuelle Zufriedenheit gemeinsam mit den Menschen, die ihnen nahestehen, aktiv zu gestalten« (Bertram/Bertram 2009: 32f.). Mit dieser Grundannahme stellt das Zusammenleben als Familie in der westeuropäischen Gegenwart eine Option der Lebensführung dar, die mit dem Schritt in die soziale Elternschaft gewählt wird und die aufgrund einer damit verbundenen (rechtlich verbindlichen) Rollenverantwortung dann auszugestalten ist.<sup>7</sup> In der Regel resultiert daraus das Einrichten eines gemeinsamen, »festen« Lebenszusammenhangs, durch den das Zusammenleben mit Kind in eine »gewohnte« Form eingebettet wird.

Die Tendenzen zur Pluralisierung und Dynamisierung privater Lebensformen stellen die Bedeutsamkeit »fester« Wohnzusammenhänge für ein Leben mit Kindern als eng aufeinander abgestimmtes Zusammenleben nicht grundsätzlich in Frage. Vielmehr sensibilisieren die Veränderungen in der empirischen Wirklichkeit für die grundsätzliche Kontingenz und die individuellen Leistungen, die der Alltagsorganisation des »gewohnten« Familienlebens zugrunde liegen (vgl. Lange/Lüscher 2000: 27). Mit dem Zuwachs der Mobilitäts- und Vernetzungsmöglichkeiten und -zwänge in den vergangenen Dekaden ist der jeweilige Abstimmungs- und Koordinationsbedarf »größer« geworden – auch im Sinn einer Aufmerksamkeitslenkung innerhalb der Familienforschung. Dabei ist auch eine Differenz zwischen dem Rahmen des Zusammenlebens und dessen eindeutiger Lokalisierung hervorgetreten, die im Verständnis von Familie während der letzten beiden Jahrhunderte weitgehend deckungsgleich geworden waren.

Mit den technischen Möglichkeiten wandeln sich die Bedingungsverhältnisse von Sesshaftigkeit und Mobilität, so dass Markus Schroer auch von einer »Ausdehnung des Unterwegsseins« und der »Mobilisierung des Wohnens« schreibt (Schroer 2006: 119ff.). Zur Geltung kommen entsprechende Dynamisierungen

---

7 In Hinblick auf das Familienleben wird zwischen »biologischer« und »sozialer« Elternschaft differenziert, da »biologische« Elternschaft zum einen nicht notwendig bedeutet, dass sich langfristig auf eine »soziale« Elternschaft eingelassen wird (entsprechende Beispiele sind Abtreibung, Kindstötung, Aussetzung, verleugnete Vaterschaft oder eine »Freigabe« zur Adoption), und zum anderen die »soziale« Elternschaft als alltagspraktisch wahrgenommene Elternschaft kein biologisches Abstammungsverhältnis voraussetzt (vgl. Lenz 2005: 15ff.; Peuckert 2005: 233ff.).

durch eine quantitative Zunahme von Wohnungsumzügen und durch vielfältige Migrationsphänomene (›residenzielle‹ Mobilität), aber auch durch verschiedene Formen von ›zirkulärer‹ Mobilität wie Dienstreisen, Saisonarbeiten oder Pendeln (Schneider/Ruppenthal/Lück 2009: 113; vgl. Schneider/Limmer/Ruckdeschel 2002) – z.B. auch bei Mehrfachzugehörigkeiten, indem sich Kinder zwischen ihren getrennt lebenden Eltern hin- und herbewegen.

Trotz der technologischen Vernetzungsmöglichkeiten finden Prozesse sozialer Integration aber auch weiterhin primär in den kleinen und vertrauten Sozialverbänden statt, die durch körperliche Nähe charakterisiert sind: in Familie, Freundeskreis und weiteren persönlichen Netzwerken (Tully/Baier 2006: 76; vgl. Boden/Molotch 1994). »Je flexibler und kommunikativer der Alltag«, so Claus J. Tully, »umso umfassender wird die Suche nach Verlässlichkeit« (Tully 2009: 12). Allein durch technikbasierte Kommunikation ist diese ›basale‹ Form der Soziabilität nicht substituierbar, weshalb Telekommunikation auch nicht als Alternative zu Mobilität anzusehen ist, sondern eher noch zu deren Intensivierung beiträgt (vgl. Urry 2003).

Gemeinsames Wohnen und individuelle Mobilität bilden daher die sprichwörtlichen zwei Seiten einer Medaille, um in einer ausdifferenzierten Gesellschaft, in der das Alltagsleben vielerorts dezentriert organisiert ist, einen gemeinsamen Lebenszusammenhang mit vertrauten Beziehungen verlässlich wiederherstellen zu können (vgl. Bonß/Kesselring 1999: 39). Mit einer einfachen Entgegensetzung zu den intensivierten Telekommunikations- und Fortbewegungsmöglichkeiten sind gemeinsame Ortsbezüge nicht adäquat erfasst. Mit den Raumverhältnissen wandeln sich vielmehr die Konstruktionsweisen gemeinsamer Lokalisierungen, ohne dass eine Bedeutsamkeit ›fester‹ Orte für gemeinschaftliche Bezüge deshalb im Verschwinden sein muss. Mobilität bezweckt nicht nur ein ›Fortkommen‹, sondern zielt auch auf Ankunft und Rückkehr. Telekommunikation ersetzt körperliche Präsenz nicht einfach, sondern kann Abwesenheit überbrücken helfen (was nicht das Gleiche ist).

Entgegen einem generalisierten Bedrohungsszenario angesichts gesellschaftlicher Veränderungen, das so alt ist wie die Familienforschung, wird das Zusammenleben als Familie hier als ein Lebenszusammenhang in einer dynamischen Verfasstheit zwischen Kopräsenz und Absenz, Zusammenhalt und Individualität, Kontinuität und Wandel unter sich verändernden Rahmenbedingungen gesehen. Die Zeit-, Raum- und Verhaltensordnungen des Zusammenlebens sind dabei in einem immer wieder auszutrierenden Verhältnis zwischen Lokalität, Mobilität und Virtualität als Familienleben hervorzubringen. Dieses in einer Alltagspraxis ausbalancierte Familienleben wird hier als ›gewohntes‹ Zusammenleben gefasst.

Die Wortwahl des ›gewohnten‹ soll dabei dreierlei akzentuieren: Erstens die individuelle Orientierung der Lebensführung an tradierten Organisationsweisen

des Zusammenlebens auf der Grundlage eines Erfahrungsraums der individuellen biographischen Herkunft. Zweitens die Relevanz vertrauter Ortsbezüge und darauf bezogener Strukturierungsweisen für eine verbindende Alltagspraxis des Zusammenlebens. Und drittens die Bedeutsamkeit dieser situierten Praxis zur Konstituierung eines Erfahrungsraums des ›Familiären‹ als ein gemeinsamer Sozialisationsrahmen, in dem sich vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Praxisgeschichte wiederkehrend miteinander abzustimmen und aufeinander einzustellen ist (vgl. Kreppner 1991, 1999; Schuster 2005).

Das Konzept des ›gewohnten‹ Zusammenlebens verweist dabei auf die etymologische Nähe von ›wohnen‹ und ›Gewohnheit‹, die besonders in der Phänomenologie reflektiert worden ist (vgl. Hahn 1998). Es verweist auf eine alltagspraktische Ordnung räumlicher und zeitlicher Strukturierungen, die einerseits aktiv hervorgebracht und in die sich andererseits eingelebt und eingepasst wird. So versteht Lenelis Kruse den ›gewohnten‹ Raum »als das Gesamt der Plätze und Wege, denen sich der Mensch besonders zugehörig fühlt, die ihm bekannt und vertraut sind«, wobei der Wohnung und dem Wohnen eine »ausgezeichnete Bedeutung innerhalb dieses Bereiches des Vertrauten und Gewohnten« zukomme (Kruse 1974: 40f.). Diese Konzeptualisierung lediglich unscharf eingrenzbarer räumlicher Verhältnisse reflektiert eine Sprachgeschichte des Wortes ›wohnen‹, das »primär nicht an eine bestimmte Räumlichkeit, an eine begrenzte häusliche Umwelt gebunden ist«, sondern auf im Zeitverlauf vertraut gemachte Aufenthaltsmuster verweist (ebd.: 41f.; vgl. Bollnow 2004: 127f.; Heidegger 2004: 140ff.).

In die räumliche Ordnung eines Wohnbereichs muss sich eingelebt werden, wobei diese zugleich in der Praxis des Wohnens mit hervorgebracht wird. Die konkreten Orts- und Raumbezüge gehen dabei, so Kruse, als ein »Lageschema« allmählich in »Fleisch und Blut« über, wodurch »im Wohnen das Bewohnte zum Gewohnten« werde (Kruse 1974: 52).<sup>8</sup> In ihrer vertrauten Materialität haben entsprechende ›Sphären des Eigenen‹ eine modellierende und stabilisierende Wirkung auf die Alltagspraxis. In ihrer relativen Beständigkeit fungieren die Materialitäten als Gedächtnisträger der Praxis – nicht nur hinsichtlich aktueller Verhaltensmuster

---

8 Durch die eigene Gestaltungstätigkeit verdichten sich »Zonen der Vertrautheit«, schreibt bereits Otto F. Bollnow, die in einem ›Zuhause‹, als eine hervorgebrachte ›Sphäre des Eigenen‹, besonders ausgeprägt seien (Bollnow 2004: 131, 284). In diesem Sinne ist Peter L. Berger und Hansfried Kellner zu widersprechen, die mit Blick auf die Hervorbringung einer gemeinsamen Wirklichkeit durch Gespräche der Ansicht sind, eine familiäre Binnenwelt könne »ohne Schwierigkeiten aus ihrer Umwelt herausgelöst und in eine andere verpflanzt werden, ohne daß damit merkbar in ihren Ablauf eingegriffen würde« (Berger/Kellner 1965: 231).

und -reglements, sondern auch in biographischen Bezugnahmen auf die eigene Vergangenheit (vgl. Muxel 1996; Groppe 2007).<sup>9</sup> Das Alltagsleben ›zu Hause‹ ist vergleichsweise orientierungssicher, weil die vertraute Umgebung mit ihren räumlichen Routinen ›inkorporiert‹ wird und diese Routinen von der Materialität der Umgebung mit getragen werden. Auf der Grundlage dieses materiellen Zusammenhangs wird das Erfordernis von Herstellungsleistungen typischer Situationen im Familienleben reduziert. Im Wohnzimmer kann z.B. ein ›Familientisch‹ an einem festen Platz stehen, der von Stühlen umgeben wird, die nicht nur als Sitzvorgaben fungieren und Bewegungsmöglichkeiten versperren, sondern auch eine etablierte Verhaltensordnung verkörpern, die einer familienspezifischen Logik des Zusammenlebens folgt.<sup>10</sup>

Für eine grundlagentheoretische Einbindung mit vielseitigen Anschlussmöglichkeiten kann dieser kontingente Zusammenhang des ›gewohnten‹ Zusammenlebens als ein Dispositiv gefasst werden, das sich durch eine Alltagspraxis des Wohnens konstituiert. Der vornehmlich diskurstheoretisch verwendete Begriff des Dispositivs bietet eine konzeptuelle Klammer für »Diskurse, Praktiken, Institutionen, Gegenstände und Subjekte als Akteure, als Individuen und/oder Kollektive, als Handelnde oder ›Erleidende‹« (Bührmann/Schneider 2008: 68). Für die Konturierung des Forschungsgegenstands fungierte dieser theoretische Referenzrahmen jedoch in erster Linie als eine orientierende Hintergrundfolie, von der sich auch die sozialhistorischen Schlaglichter herleiten, die der Empirie vorangestellt sind. Diese theoretische Folie ist konzeptuell interessant, weil sie dazu einlädt, das ›gewohnte‹ Zusammenleben als Familie als ein Konglomerat von Praktiken, Materialitäten, diskursiv präformierten Deutungsmustern und Subjektverhältnissen zu begreifen, das sozialhistorisch wie im empirischen Einzelfall in vielerlei Hinsicht permanenten Verschiebungen und vielfältigen gesellschaftlichen Einflüssen unter-

- 
- 9 Gaston Bachelard hebt in seiner *Poetik des Raumes* vor dem Hintergrund der Psychoanalyse die konkreten Lokalisierungen des biographischen Gedächtnisses in den Räumen der Kindheit hervor. Durch die Träume, in denen solche Räume wieder erlebt werden, auch wenn sie vielleicht einer fernen Vergangenheit angehören, wird nach Bachelard eine Verbindung zwischen ›inkorporierter‹ Topographie und biographischer Erinnerung offenkundig. »Die Bilder des Hauses bewegen sich in zwei Richtungen: sie sind in uns ebenso, wie wir in ihnen sind« (Bachelard 2003: 26f.; vgl. auch Baudrillard 2001: 24).
- 10 Zum Mitwirken von Artefakten an der Alltagspraxis vgl. aus einer wissenssoziologischen Perspektive Latour 2001, 2002: 211ff. Auch in der Familienforschung wird dieser ›Sachverhalt‹ einer Wirksamkeit ›vorangestellter‹ Umgebungen reflektiert. Denn Eltern nutzen ein mehr oder weniger implizites oder reflexives Wissen dieser Wirkkräfte, um Erziehungsziele an eine gestaltete Umgebung zu delegieren (vgl. Parke/Buriel 1997: 468; Schneewind 2000: 193f.).

liegt. Vor diesem Hintergrund wird das ›gewohnte‹ Zusammenleben als ein alltagspraktischer Lebenszusammenhang konturierbar, in dem sich einerseits eingerichtet wird, der andererseits jedoch mit den Entwicklungen der Familienmitglieder und ihrer Lebensbedingungen auch grundsätzlich dynamisch und im Wandel ist.

Empirisch wird das ›gewohnte‹ Zusammenleben als Familie in dieser Studie durch kontrastierte Fallanalysen mit zwei unterschiedlichen ›Blickeinstellungen‹ fokussiert. Zum einen in Hinblick auf eine Lokalisierungspraxis im Rahmen des Zusammenlebens durch die Strukturierung und Organisation des Alltags innerhalb der Lebensführung. Diese ist nicht auf ein ›Zuhause‹ begrenzt, sondern auf eine translokale Koordination von Aufenthalts- und Bewegungsmustern bezogen, die durch Mobilitäts- und Kommunikationsmittel miteinander verbunden werden. Die zweite Blickeinstellung rückt gewissermaßen ›näher‹ an die Alltagspraxis des Wohnens heran, indem ihre Einbettung in Materialitäten und darauf bezogene Positionierungsweisen und Verhaltensmodellierungen fokussiert werden. Mit dem Arrangement bei Tisch, als hochgradig standardisierte Realisierungsweise von Ko-Präsenz im Familienleben, wird dessen ›Feinabstimmung‹ in ihrer räumlichen Situierung in den Blick genommen. Für die beiden Blickeinstellungen sind primär zwei methodische Verfahren genutzt worden: Erstens wurden Gruppeninterviews zur Praxisgeschichte und Alltagsorganisation geführt, sozusagen für eine ›diachrone‹ und eine ›strukturelle‹ Perspektive, und zweitens wurde die alltagspraktische Ordnung in situ teilnehmend und videobasiert beobachtet.

Hinsichtlich der Hervorbringung eines gemeinsamen Alltags im Zusammenleben ist seit den 1990er Jahren mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung untersucht worden, welche Organisationsprozesse und individuellen Leistungen, die als Kooperationsmuster im Familienleben gemeinhin ungleich verteilt sind, einem verbindenden Familienalltag zugrunde liegen (vgl. Jurczyk 1993; Rerrich 1988, 1993, 1994).<sup>11</sup> Damit das Zusammenleben als Familie »nicht zu einer Summe von

---

11 Auch im siebten Familienbericht wird festgehalten, dass eine partnerschaftliche Arbeitsteilung der Eltern im Haushalt als Idealvorstellung inzwischen weit verbreitet sei, jedoch »insbesondere routinemäßig anfallende Arbeiten der täglichen Versorgung sowie die Gesamtkoordination und -organisation des Alltags und schließlich auch die ›Gefühlsarbeit‹ [mit Blick auf heterosexuelle Paarbeziehungen] weitgehend den Frauen überlassen« blieben (BMFSFJ 2006: 91f.; meine Einfügung). Seit der Nachkriegszeit habe zwar eine intensive technische Rationalisierung zu Entlastungen in der ›klassischen‹ Hausarbeit geführt, dafür sei aufgrund der Zunahme von Verflechtungen jedoch »an den Schnittstellen zu den verschiedenen Institutionen, von denen Haushalte Güter und Dienstleistungen beziehen«, eine »neue Hausarbeit« hinzugekommen (Thiele-Wittig 2003: 4). Mit der Technisierung der Haushaltsführung sind außerdem auch die Ansprüche gestiegen (vgl. Rinderspacher 1992: 14). Zur Aufgabenverteilung von Fürsorgeleistungen

Einzel-Leben« zerfranse, sondern alltagspraktisch für die Familienmitglieder auch Relevanz hat, seien vielseitige Organisationsleistungen zu erbringen (Jürgens 2001: 36). Tagesrhythmen und -abläufe müssen phasenweise aneinander angeglichen und koordiniert, die Familienbeziehungen »aktiv gestaltet und gepflegt« werden, wofür »nicht nur gemeinsame Interpretations- und Deutungsschemata, sondern auch konkrete Arrangements individuellen Verhaltens« erforderlich seien.

Kerstin Jürgens sieht das Familienleben daher auf einer separaten emergenten Organisationsebene, die sie von der individuellen Lebensführung unterscheidet (ebd.: 38ff.). Diese »familiäre Lebensführung« resultiere aus einem Zusammenspiel verbindender Praktiken und semantischer Sinnkonstruktionen, wie Alma von der Hagen-Demsky weiter ausführt.<sup>12</sup> Sie werde zwar durch individuelle ›Herstellungsleistungen‹ hervorgebracht, sei als »System von Lebensführungen« aber weniger steuerbar (vgl. Hagen-Demsky 2006). Die Bandbreite an Aktivitäten, die in Auseinandersetzung mit den sich wandelnden Lebensumständen und den sich weiterentwickelnden Orientierungen geleistet werden, ist im Anschluss an das Konzept der Lebensführung auf interaktionstheoretischer Grundlage mit dem programmatischen Schlagwort einer ›Herstellung von Familie‹ bzw. auch als *Doing Family* gefasst worden.<sup>13</sup> Weil der Fokus aus einer interaktionstheoretischen Perspektive primär auf das Ausagieren persönlicher Beziehungen gerichtet ist (vgl. Schier/Jurczyk 2007), wird aber eher am Rand angemerkt, dass eine verbindende Praxis des Familienlebens nicht ›im leeren Raum‹ stattfindet, sondern durch Objektivationen des Familienlebens mit getragen wird (vgl. Jürgens 2001; Hagen-Demsky 2006).

Die Objektivationen im Zusammenleben als Familie sind in einem Forschungsprojekt des Sonderforschungsbereichs ›Kulturen des Performativen‹ mit ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt worden, das in kulturwissenschaftlicher Blickweise gemeinsame Rituale wie die Familienmahlzeit unter dem Konzept des Per-

---

und Haushaltsführung bei doppelter Erwerbstätigkeit vgl. Schulze Buschoff 1996; Blossfeld/Hakim 1997; Setzwein 2004; Solga/Wimbauer 2005; Schulz/Blossfeld 2006, 2010; Grunow/Schulz/Blossfeld 2007; Burkart 2007; Bauer 2009.

12 ›Lebensführung‹ kann als ein habituelles Schema der Alltagsgestaltung gefasst werden, das durch Entwürfe geleitet ist. Der Begriff ist in der Handlungstheorie Max Webers verwurzelt (vgl. Raab/Soeffner 2004: 342) und handlungstheoretisch eher ›individualistisch‹ angelegt, was die Konzeption einer separaten Organisationsebene ›familiärer Lebensführung zur Konsequenz hat (vgl. Nissen 2001; Jurczyk 2002).

13 Vgl. Jurczyk/Lange 2002; Hagen-Demsky 2006; Schier/Jurczyk 2007; Jurczyk/Lange/Thiessen 2014. Das *Doing* kehrt eine sozialkonstruktivistische Perspektive auf ›soziale Tatsachen‹ hervor; vgl. etwa »Doing Gender« (West/Zimmerman 1987) oder »Doing Culture« (Hörning/Reuter 2004).

formativen untersucht hat.<sup>14</sup> Durch Rituale sind die Familienmitglieder in besonders dichter und verbindlicher Weise aufeinander eingestellt und in einer kollektiven Praxis untereinander abgestimmt. In familienspezifisch gestalteten Arrangements werde Gemeinschaftlichkeit füreinander »in Szene gesetzt«, indem die Beteiligten körperlich in gemeinsame Ablaufmuster eingebunden sind. In Einzelfallanalysen wird daher rekonstruiert, wie ein familiengeschichtlich generierter Erfahrungsraum, die konkreten Materialitäten des Wohnbereichs und die gewohnte Organisation von Zeit und Raum an der Hervorbringung von Gemeinschaftlichkeit und der Bearbeitung von Differenzen im Rahmen des Zusammenlebens beteiligt sind (vgl. Audehm/Zirfas 2000, 2001).

Das Interesse richtet sich in diesen Studien besonders auf einen familienspezifischen Stil der alltagspraktischen Ordnung im Ritual, der im Umgang miteinander wie auch mit den Artefakten zur Geltung kommt und die Familienmitglieder verbindet. Ritualen komme dabei die »Funktion der kommunikativen Stabilisierung, der Identifikation, der Normierung von Haltungen und Erwartungen« zu, wobei sich in einem familiengeschichtlich generierten Modus der Differenzbearbeitung wiederkehrend aneinander »abgearbeitet« und habituell angeglichen wird. Denn ein gemeinsamer Umgangsstil werde ebenso in Konfliktsituationen wie im einvernehmlichen Miteinander bekräftigt (Audehm/Zirfas 2001: 112f.; vgl. Gebauer/Wulf 2003).<sup>15</sup> Besonders zu den gemeinsamen Mahlzeiten verdichte sich das Familienleben als »gewohntes« Zusammenleben in einem formalisierten und repetitiven Arrangement der wechselseitigen Abstimmung von Verhaltensweisen, das aus diesem Grund als ein bedeutsamer Rahmen gemeinsamer Sozialisation wie auch als ein prädestinierter Ort für Erziehungsgeschehen im Generationenverhältnis aufgefasst wird (vgl. Zirfas 2004, Audehm 2007, 2008; Audehm/Wulf/

---

14 Der Begriff des Performativen wird interdisziplinär mit Bezug auf Sprach- und Kulturphilosophie sowie Ritual- und Performance-Theorien disparat verwendet, betont aber mehrheitlich die Prozesshaftigkeit eines szenischen Vollzugsmoments, durch das soziale Wirklichkeit hervorgebracht wird – und befindet sich daher in theoretischer Nähe zum ethnomethodologischen Schlagwort des »Doing«. Beide betonen einen »Anti-Essentialismus« hinsichtlich vermeintlich stabiler sozialer Kategorien. Das Konzept des Performativen reflektiert besonders die Körperlichkeit mit ihrer Einbettung in ein soziales Handlungsfeld, dessen Vollzugsbedingungen nicht vollständig verfügbar und überschaubar sind (vgl. Fischer-Lichte/Wulf 2001; Wulf/Göhlich/Zirfas 2001; Wirth 2002; Hempfer/Volbers 2011).

15 In dieser Hinsicht schreibt auch Angela Keppler über das Tischgespräch im Familienleben, dass bei Ansichten zu Alltagsthemen zwar wenig Einigkeit bestehen müsse, im Zusammenleben jedoch gemeinsame Verfahrensweisen ausgebildet würden, sich darüber zu verständigen (Keppler 1995: 10).



Zirfas 2007).<sup>16</sup> Die vorliegende Studie ist aus diesem Forschungszusammenhang hervorgegangen und schließt an diesen an, richtet den Fokus jedoch weniger auf das Rituelle des Familienlebens.

Im ›gewohnten‹ Zusammenleben als Familie bildet sich ein Erfahrungsraum gemeinsamer Sozialität, der die Zugehörigen habituell verbindet. Mit Blick auf die empirische Bildungsforschung der vergangenen Jahre und ihr aktuelles Interesse am Familienleben hat Hans-Rüdiger Müller darauf hingewiesen, dass eine Fokussierung auf Fähigkeiten und Kompetenzen hinsichtlich der Zugangschancen von Kindern zu Bildungsinstitutionen und eine entsprechende Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit zwar äußerst wichtig seien (vgl. Nauck/Diefenbach/Petri 1998; Baumert/Schümer 2001; Ehmke u.a. 2004). Potentiell könne aber auch eine normative Blickverengung drohen, da die Bedeutsamkeit des Familienlebens für Sozialisations- und Bildungsprozesse nicht auf soziale Platzierungschancen reduziert werden sollte (vgl. Büchner 2003; Grundmann u.a. 2003). Aus kulturanthropologischer Perspektive begreift Müller das familiäre Zusammenleben als einen »Ort eigendynamischer Prozesse und vielfältiger Differenzerfahrungen«, deren Bearbeitung sozialisationstheoretisch bereits für sich »ein genuines Bildungspotential« zuzusprechen sei (Müller 2007: 143).

Den »Moment der Differenz« betrachtet er als die strukturelle Vorbedingung für einen Prozess kultureller Reproduktion, die durch eine »Überschreitung des jeweils Gewordenen« angetrieben werde und das Familienleben in seinem eigenen

---

16 Unter Sozialisation wird aus subjektorientierter Perspektive gemeinhin die Persönlichkeitsentwicklung innerhalb der sozial durchformten Umwelt mit einem Fokus auf die Entwicklung sozialer Handlungsfähigkeit verstanden (vgl. Geulen/Hurrelmann 1980; Tillmann 2007: 10), wobei diese im Anschluss an Pierre Bourdieu – unter Berücksichtigung der sozialräumlichen Bedingungen des Aufwachsens – auch als Habitus-Genese formuliert werden kann, hinsichtlich einer Persönlichkeitsstruktur mit relativ dauerhaften »Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen«, die körperlich fundiert sind (vgl. Hurrelmann/Grundmann/Walper 2008: 25). Erziehung kann in Relation dazu als ein Interaktionsverhältnis gefasst werden, das im Rahmen einer pädagogischen Ordnung auf eine Erziehungsabsicht (und -legitimation) bezogen ist, wobei sich pädagogisches Handeln und Gestalten gar nicht trennscharf gegenüber anderen Interaktions- und Gestaltungsprozessen des Familienlebens abgrenzen lässt (vgl. Schneewind 2000: 193f.). In der vorliegenden Studie wird der Sozialisationsbegriff aus praxistheoretischer Perspektive in zwei »Blickrichtungen« gefasst – sowohl als Subjektivierungsprozess, im Sinn einer Entwicklung der Persönlichkeit, wie auch als Prozess der Herausbildung gemeinsamer Sozialität, im Sinn einer »Kultivierung des Zusammenlebens« – wobei sich beide Prozesse wechselseitig bedingen (vgl. Grundmann 2006: 24ff.; Hurrelmann/Grundmann/Walper 2008: 16f.).

Modus Operandi wiederkehrend aktualisiere. In der Bearbeitung ihres Zusammenlebens würden allen Beteiligten reflexive Distanznahmen gegenüber der gemeinsamen Alltagspraxis und ein »Sichverhalten zu den eigenen Dispositionen« abverlangt, wodurch sich in dieser gemeinsamen Entwicklungsgeschichte habituell aufeinander eingestellt werde (ebd.: 144, 147). Von Dieter Claessens übernimmt Müller die Charakterisierung des Familienlebens als eine »vibrierende Einheit«, »in der ein komplexes Geflecht von unterschiedlichen sozialen Beziehungen und Sphären immer wieder in ein labiles Gleichgewicht gebracht werden muss« (ebd.: 154). Mit dem Fokus auf die »kollektive Erlebnisschichtung« durch eine verbindende Praxisgeschichte, aus der ein familialer »Eigensinn« emergiere, greift er auch den Begriff des »konjunktiven« Erfahrungsraums auf, den Ralf Bohnsack im Anschluss an Karl Mannheim ausgearbeitet hat – als habituelle Übereinstimmungen innerhalb eines gemeinsamen Lebenszusammenhangs, »in dem die kollektiv geteilten Erzeugungsregeln konkreten Verhaltens, Wahrnehmens, Denkens und Fühlens als fraglos gegeben fungieren« (ebd.: 149).

In der vorliegenden Untersuchung wird dieser Erfahrungsraum in Hinsicht auf die Orts- und Raumbezüge im Familienleben befragt – mit Blick auf eine Alltagspraxis, die eine »gewohnte« Ordnung einerseits hervorbringt und die andererseits in diese eingebettet ist. Damit einher geht eine Konzeptualisierung des »gewohnten« Zusammenlebens als Ausformung in einem fallspezifischen Verhältnis von Virtualität, Objektivation und performativer Aktualisierung. Einerseits bezieht der Rahmen des Zusammenlebens seine Kontinuität aus einem »Familiensinn«, dem der Erfahrungsraum einer gemeinsamen Praxisgeschichte zugrunde liegt. In der Virtualität dieser Rahmung kann eine spezifische Verbundenheit (auch als lokale Zugehörigkeit) über längere Abwesenheiten unbeschadet bleiben. Andererseits wird insbesondere seit dem 19. Jahrhundert eine befestigte Sphäre des Zusammenlebens durch Objektivationen symbolisch stabilisiert und abgesichert, die auf das gemeinsame Zusammenleben verweist und Zusammenhalt manifestiert – ohne diesen gewährleisten zu können. Der Begriff der Objektivationen ist dabei nicht auf dingliche Materialitäten beschränkt. Er kann ebenso auf Narrationen, kodifizierte Verhaltensmuster wie Rituale oder auch auf Bilder bezogen werden.

Das Zusammenleben als Familie ist weder durch seine spezifische Subjektivierung noch durch Objektivationen einfach gegeben. Von Zusammenleben kann nur dann die Rede sein, wenn der Rahmen wiederkehrend aktualisiert wird – wofür Situationen der Kopräsenz konstitutiv sind. Das »gewohnte« Zusammenleben ist daher als etwas Dynamisches aufzufassen, das zwar materiell stabilisiert, aber nur performativ, in einer Praxis des Zusammenlebens, aufrecht erhalten und lebendig gehalten werden kann. Seine Kontinuität wird abgesichert, indem sich nicht nur durch Interaktion aufeinander eingestellt, sondern innerhalb eines dynamischen

Lebenszusammenhangs von Subjektverhältnissen, verbindender Alltagspraxis und Materialitäten eingerichtet wird.

Das ›gewohnte‹ Zusammenleben ist aber nicht nur hinsichtlich der fallspezifischen Ausformungen einer gemeinsamen Alltagspraxis dynamisch. Auch in sozialhistorischer Perspektive haben sich das diskursive Verständnis, die soziale Organisationsweise und die Bedeutsamkeit des Zusammenlebens als ›Familie‹ gewandelt. Weil dieser institutionalisierte Lebenszusammenhang eine Geschichte hat, aus der heraus sich die Ausformungen des Familienlebens in ihrer Vielfalt wie auch in ihrer schematischen Ähnlichkeit bestimmen, beginnt das zweite Kapitel mit sozialhistorischen Schlaglichtern und einer damit verbundenen Begriffsgeschichte zwischen Haushaltszugehörigkeit und Verwandtschaftlichkeit. Dabei wird nachgezeichnet, wie sich in der west- und mitteleuropäischen Sozialgeschichte allmählich sowohl das Verständnis wie auch die Bedeutung des Zusammenlebens als Familie auf einen verwandtschaftlich begründeten ›Kern‹ beschränkt und sich die Organisationsweise naher persönlicher Beziehungen auf den familialen Lebensbereich ›konzentriert‹.

Diese mentalitätsgeschichtliche Eingrenzung des Zusammenlebens als Familie wurde von einem Wandel der Wohnform begleitet, durch die ein moderner ›Familiensinn‹ objektiviert und historisch sozusagen ›befestigt‹ worden ist. Das häusliche Familienleben wurde durch diese Art des Wandels ›nach außen‹ hin immer wirksamer abgeschirmt und innerhalb der Binnensphäre zunehmend durch Verhaltensstandards reglementiert. Das Konzept des ›gewohnten‹ Zusammenlebens soll diesen Zusammenhang von verbindender und verbindlicher Alltagspraxis, der stabilisierenden ›Einbettung‹ in Materialitäten und entsprechender Subjektivierungen aus einer praxistheoretischen Perspektive aufgreifen. Als Grundlage einer primär virtuellen Rahmung des Zusammenlebens wird zum Ende des Kapitels ein Erfahrungsraum bestimmt, durch den eine Kontinuität auch dann gewahrt bleiben kann, wenn die individuellen Mobilitäts- und Aufenthaltsmuster der Familienmitglieder stark divergieren und sich die ›äußeren‹ Umstände im Zeitverlauf wandeln.

Als Übergang zum Hauptteil werden im dritten Kapitel erstens der ethnographische Weg bis zur rekonstruktiven Ausarbeitung der empirischen Fallstudien sowie zweitens, und damit verbunden, die methodologischen und grundlagentheoretischen Positionen dargelegt. Während die empirischen Rekonstruktionen zuvor auf audio-visuelle Aufzeichnungen bezogen sind, ist der ethnographische ›Feldaufenthalt‹ mit einer Positionierung des Forschenden innerhalb der Erhebungssituation in erster Linie ›epistemologisch‹ begründet. Die körperliche Involvierung, ein sinnlich multimodaler Kontakt mit der Erhebungssituation, wird als Voraussetzung für eine zur Lebenswirklichkeit der Forschungsteilnehmenden hin sich öffnende Erfahrungswelt desjenigen gesehen, der anschließend über diese

Lebenswirklichkeit der Teilnehmenden schreibt. Diese Haltung der Ethnographie beruht auf der Annahme, dass eine körperliche Kontaktnahme in anderer Weise für die Wirklichkeit der Teilnehmenden sensibilisiert, als es allein die distanzierte Betrachtung des Aufzeichnungsmaterials vermag.

Der Hauptteil im vierten Kapitel enthält zwei empirisch ausgerichtete Unterkapitel, die von einer Reflektion zum familialen Wohnen eingeleitet werden. In diesen Überlegungen werden ein abgesicherter Möglichkeitsraum für Kopräsenz und deren Aktualisierung in Situationen, die in einer familiären Umgebung lokalisiert sind, als konstitutiv für das Zusammenleben als Familie angesehen. Vor dem Hintergrund einer Bedeutungszunahme virtueller Räume für die Organisation persönlicher Beziehungen findet in Hinblick auf das Familienleben eine ausführliche Diskussion von Phänomenen der Kopräsenz und der Anwesenheit ›zu Hause‹ in Abgrenzung zu technikbasierten Kontaktmöglichkeiten statt.

Die anschließenden beiden Unterkapitel rekonstruieren die Organisation von Kopräsenz in zwei unterschiedlichen ›Blickeinstellungen‹ anhand von kontrastierten Falldarstellungen. In Hinblick auf die ›Koordination und Koordinaten‹ zur Hervorbringung ›geplanter‹ Kopräsenz stehen die Strukturierungen einer gemeinsamen Zeitordnung und die Konstruktion von Ortsbezügen im Vordergrund, auf deren Grundlage ›familiäre‹ Räume des Zusammenlebens hervorgebracht werden. In dieser ersten, ›weiten‹ Blickeinstellung auf die alltägliche Lebensführung ist eine Binnensphäre des Zusammenlebens weder in zeitlicher noch in räumlicher Hinsicht einfach gegeben, sondern muss in Abstimmung mit anderen institutionellen Einbindungen und divergierenden Interessen im Rahmen des Zusammenlebens ausgestaltet werden, woran nicht alle Familienmitglieder in gleicher Weise und gleichem organisatorischen Aufwand und Umfang beteiligt sind. Die erforderliche Synchronisierung in Bezug auf ›gewohntes‹, für alle Zugehörigen selbstverständliche Orte erfordert nicht nur Einpassungen der Lebensführung, sondern auch eine Differenzbearbeitung zwischen gemeinschaftlicher Rahmung und den darin eingebundenen, sich auch ›außer Haus‹ weiterentwickelnden Subjektivitäten.

Die Blickeinstellung rückt im zweiten Unterkapitel gewissermaßen ›näher‹ an die alltagspraktische Ausformung des Familienlebens heran. Mit der Fokussierung auf ›Arrangement und Reglements‹ steht nicht mehr die Alltagsorganisation in der Lebensführung, sondern die situative ›Feinabstimmung‹ der Verhaltensweisen in einer für das Familienleben besonders typischen, kulturhistorisch standardisierten Realisierungsweise im Vordergrund. In der zeitlichen und räumlichen Organisation von gemeinsamer Kopräsenz bei Tisch zeigt sich besonders verdichtet, wie eine alltagspraktische Ordnung mit ihren wechselseitigen Positionierungen unter Einbeziehung der Materialitäten aktualisiert und innerhalb der ›gewohnten‹ Umgebung stabilisiert wird. In der Montage von szenischen Rekonstruktionen werden

Divergenzen und Konvergenzen der Orientierungen konturiert und familienspezifische ›Logiken‹ aufgezeigt, in denen die Spielräume ausagiert werden.

Jürgen Hasse sieht im Wohnen eine »Subjektivierungspraxis«, in der sich das eigene Leben als »Verräumlichungspraxis« ausdrücke (Hasse 2009: 32, 39). Eine solche Verräumlichungspraxis schlägt sich im familialen Zusammensein besonders bei Tisch auch als eine spezifische Machtkonstellation nieder, indem mehr oder weniger erfolgreich Verhaltensweisen modelliert und sich selbst wie auch gegenseitig auf je spezifische Weise im Fühlen, Denken und Tun Raum gegeben wird.